

dem Ichsenhausener Thomasmarkt. Die „Schwarze Lies“ war auch auf den Messen zu finden, so in Bozen und in Nördlingen. Hier hat sie einem Mann „38 Gulden ganz unvermerkt aus der Rocktaschen gefingert“. In Oberschwaben besuchte sie mit „Erfolg“ die Märkte von Laupheim, Ehingen, Isny und Biberach. Ihr Arbeitsgebiet reichte bis in die Schweiz, wo sie sich auf den Märkten von Rapperswil und Schaffhausen herumtrieb und sonst auch stahl, wo sie konnte. Endlich, nachdem sie 20 Jahre lang das Land unsicher gemacht hatte, wurde sie in Neuhausen auf der Filder verhaftet und im Jahr 1788 in Oberdisingen gehängt.

Diese Nachtseite des Marktens sollte nicht verschwiegen werden.

Von den Wochenmärkten

Bisher wurden die regelmäßig an einem bestimmten Tag an vielen Orten stattfindenden **Wochenmärkte** nur am Rande erwähnt. Diese alle sieben Tage abgehaltenen Märkte sind ja auch heute noch einem jedem vertraut, beinahe etwas Alltägliches. Sie können damit nicht das gleiche Interesse bei den Besuchern finden wie die Jahrmärkte.

Aus dem Leben der Schneidermeisterin Franziska Ege

Von Klaus Jonski, Mittelbiberach

Franziska Ege wurde am 3. Juli 1905 als erstes Kind der Eheleute Berta Ege, geb. Dangel, und Josef Ege geboren. Sie wurde 1912 in Oberdorf bei Lehrer August Friedrich eingeschult und nach 7 Jahren 1919 von Lehrer Eberhard aus der Schule entlassen.

Nach der Entlassung im Herbst 1919 bis zum Frühjahr 1920 ging Franziska Ege in Mittelbiberach in die Winter-Nähsschule zu den Schwestern. In dem Gebäude ist heute das Rathaus untergebracht. Die Winterschule vermittelte ihren Teilnehmern Grundkenntnisse im Nähen, die bei einer anschließenden Schneiderinnenlehre vorausgesetzt wurden.

Im Februar 1920 begann Franziska Ege bei Mathilde Egger, einer Tante ihres Vaters, die Schneiderinnenlehre in deren Nähstube in Mittelbiberach, Schönenbucher Weg 11. Zwar mußte sie kein Lehrgeld bezahlen, aber sie erhielt auch keinen Lohn. Bei Mathilde Egger mußte Franziska Ege nicht nur in der Nähstube arbeiten, sondern auch im Garten und im Haushalt.

Die Eggers besaßen am Hang in der Nähe des alten Spielplatzes am Schönenbucher Weg einen Krautgarten. Dort mußte Franziska Kartoffeln stapfen, Kraut pflanzen und Unkraut jäten.

Der anstrengendste Tag mit den meisten Arbeiten im Haushalt war der Montag. Am Montag ging Frau Egger in die Stadt und erkundigte sich in den Geschäften nach der neuesten Mode und nach Stoffen,

auf ihnen fehlt das Flair, welches die Schausteller und Marktschreier mit sich bringen bzw. brachten. Es fehlen hier auch weitgehend die Krämer, die mit ihren Schuhen, Stoffen und ihrem Spielzeug von einem Jahrmarkt zum anderen ziehen. Dafür finden sich Bauern mit Grobgemüse und Obst ein wie die Gärtner mit ihren Blumen. Auch Butter und Käse, Hühner und Eier stehen zum Verkauf an.

Nachdem längere Zeit die Wochenmärkte vor allem kleinerer Siedlungen schlecht besucht waren, ist nunmehr besonders auch im Umland größerer Städte eine Trendwende zu verzeichnen. Die Wochenmarktbesucher lockt die Frische der dort angebotenen Ware, sie schätzen auch das vertraute Gespräch mit den Anbietern. Dann kommt ein gewisser Überdruß an den steril verpackten Artikeln mit Verfalldatum der unpersönlichen Großmärkte. Diese Entwicklung ist erfreulich, kommt doch auf dem Wochenmarkt wieder ein engerer Kontakt zwischen Erzeuger und Verbraucher zustande.

Die Wochenmärkte waren in Oberschwaben – im Gegensatz zu anderen Gebieten unseres Landes – immer gut besucht. Über sie hat im Jahr 1914 der aus einer Ravensburger Familie kommende Landeskundler Robert Gradmann geschrieben: „Jeder Wochenmarkt ist ein bewegtes Fest.“

denn sie handelte auch mit Textilien. Sie verstand sich auch aufs Hütemachen und trug nur selbstgemachte Modelle.

Obwohl Frau Egger gut kochte, hatte sie als begeisterte Schneiderin kein Interesse am Haushalt. Sie hinterließ ihren Lehrling in der Küche das Geschirr vom Sonntag, die Treppen und die Fußböden im ganzen Haus und machte in der Zwischenzeit ihre Besorgungen.

Wie haßten die Lehrlinge diese Montage. Soeben im einzigen guten frisch gewaschenen Gewand zur Arbeit erschienen, durften sie zuerst die eingebraunten Kacheln schrubben und den Hausputz machen. Auch unter der Woche blieb den Lehrlingen die Küchenarbeit – und das Wasserholen beim Förster Hartmann (heute Haus Laib) am Brunnen.

Hartmann war auch Schneider Eggers Hennenmetzger. Nicht nur einmal mußte Franziska Ege ein Huhn zu Hartmanns tragen. Hartmann hätte gut das Huhn alleine schlachten können, aber es bereitete ihm großes Vergnügen, die Lehrlinge an der Prozedur teilnehmen zu lassen. Er befahl ihnen, den Kopf der Henne auf dem Hackstotzen festzuhalten. Während er mehr als langsam seine Henkerei vorbereitete und ausführte, malte er in blutigsten Worten aus, was vor sich ging. Er hörte auch nicht auf, das spritzende und tröpfelnde Blut zu beschreiben, nachdem er den Kopf der Henne bereits abgetrennt hatte und das Lehrling angewidert die Hand vom losen Kopf zurückgezogen hatte.

Den Mädchen blieb nichts erspart. Schlachtete

man bei Eggers ein Schwein, so mußten sie das warme Blut rühren. Nicht nur beim Schlachten hatten die Schneiderlehrlinge mit Schweinen zu tun, sondern auch sonst. Eggers besaßen ein Schwein, welches von Franziska Ege gefüttert werden mußte. Da der Schweinestall keinen Trog (Bahra) hatte, mußte Franziska Ege den vollen Eimer in den Stall tragen. Bei dieser Gelegenheit wurde sie einmal von einem großen Schwein von der Türe gedrängt. Das Tier gelangte durch die Schreinerwerkstatt in den Hausgang und von dort in die Schneiderwerkstätte. Dort war die Meisterin gerade dabei, einen Schrank auszuräumen. Sie hatte die Stoffe für die Festkleider auf den Boden gelegt. Das verfolgte und schon etwas erregte Tier geriet in die wertvollen Stoffe und richtete eine große Verwüstung an.

Feierabendregelungen für Lehrlinge gab es 1920/21 noch nicht. Vor allen Festtagen häuften sich in der Schneiderei die Aufträge, und die Mädchen verließen erst spät die Nähstube.

Nach 2 Jahren starb die Meisterin und Franziska Ege setzte ihre Lehre bei Fr. Elise Haas in Oberdorf fort. Fr. Haas war etwa 4 bis 5 Jahre älter als ihr Lehrling und bereitete sich gerade auf die Meisterprüfung vor.

Gesellenprüfung und Selbständigkeit

Ort: Gewerbeschule in Biberach, 1923. Die praktische Aufgabe lautete: Für die eigenen Körpermaße eine Bluse mit Rock herstellen. Weitere praktische Arbeiten: Knopflöcher, Rüschen, ausschmückende Teile an Kleidungsstücke. Theorie: Herstellen einer Zeichnung. Während der einwöchigen Prüfung führte die Obermeisterin, Fr. Mast, die Aufsicht.

Nach der Gesellenprüfung machte sich Franziska Ege sofort selbständig, denn sie mußte für sich selber aufkommen. Ihre Aussteuer mußte sie sich selber verdienen. Gerne hätte sie sich in einer Schneiderwerkstätte Arbeit gesucht, um bei einer Meisterin ihr Können zu vervollkommen und dadurch mehr Sicherheit zu gewinnen. Ihr Vater aber hatte schon von Bekannten für sie Aufträge angenommen und drängte seine Tochter, als Stör-schneiderin zu arbeiten.

Am meisten quälte Franziska Ege der Zweifel, ob sie für jede Figur den richtigen Schnitt finden würde. Bei ihrem ersten Auftrag hatte sie ein halbfertiges Kleidungsstück fertigzunähen, das ihre verstorbene Meisterin zurückgelassen hatte. Es war für Fr. Schwöhr aus der Rosengasse in Mittelbiberach bestimmt gewesen. Fr. Schwöhr hatte eine hängende Schulter. Die Arbeit gelang und Fr. Ege blieb bei der Störarbeit. Nebenher bereitete sie sich auf die Meisterprüfung vor.

Zunächst nahm sie ein halbes Jahr lang an einem Buchführungskurs in der Gewerbeschule in Biberach teil. Bei Kursbeginn mußte sie feststellen, daß sie die einzige Frau in der Klasse war. Sie wollte schon gehen und sich beim Kursleiter abmelden, da rettete dieser die Situation. Er teilte Franziska Ege einen Platz in der ersten Bank zu und sagte der schüchternen Dame: „Denken Sie einfach, hinter Ihnen saßen lauter Frauen.“ Das half.

Um sich auch praktisch auf die Meisterprüfung vorzubereiten, belegte Franziska Ege gegen Bezahlung einen Schneiderkurs der Firma Borst aus Ulm. Der Kurs fand in Biberach statt. Zwischen-

durch aber arbeitete sie auch in der Schneiderstube des Meisters in Ulm.

1935 legte Franziska Ege in Ulm ihre Meisterprüfung ab. Bis 1940 etwa ging sie auf Stör. Danach arbeitete sie in der Ayestraße 55 in ihrer eigenen Wohnung, denn sie hatte neben dem Beruf ihre Mutter zu pflegen. In der eigenen Wohnung hatte sie nun die Möglichkeit, Lehrlinge auszubilden oder bereits ausgebildete Frauen an anspruchsvolleren Arbeiten zu unterweisen.

Lehrlinge waren: Fanny Wegerer aus Stafflangen, Berta Ege aus Mittelbiberach, eine Nichte. Gesellinnen waren: Mathilde Figel aus Mittelbiberach, Elsa Sonnenmoser aus Reute, Maria Gleinser, verh. Renner, Schwester der Frau Wahl, Therese Hipper, verh. Dannenmaier.

Als ihre Mutter um 1960 schwer krank wurde, konnte sie keine Lehrlinge annehmen, obwohl die Nachfrage nach Lehrstellen unvermindert anhielt. Je mehr die Mutter ihre Tochter beanspruchte, um so weniger Zeit blieb dieser zum Nähen.

Bis 1980 nähte Franziska Ege noch gelegentlich für Angehörige und Bekannte. Heute ist ihr Augenlicht nicht mehr so gut. Sie ist jetzt 83 Jahre alt, aber für Angehörige näht sie noch ab und zu, um ihnen eine Freude zu bereiten. Sie ist froh, daß sie nicht mehr um Lohn nähen muß, den zeitlebens fühlte sie sich unbehaglich, wenn sie bei ihren Kunden Lohnforderungen aussprechen mußte. Übereinstimmend sagen ihre Zeitgenossen: Franziska Ege nahm immer zu wenig.

Als Schneiderin auf Stör

12 Stunden arbeitete eine Schneiderin auf Stör täglich, von 7 bis 19 Uhr. Mit einem kleinen Handwagen, auf dem die Nähmaschine stand, machte sich Franziska Ege vor 7 Uhr auf den Weg. Manchmal zogen ihre jüngeren Brüder den Wagen. Aber nur in den ersten Jahren mußte sie ihre Maschine mitbringen. Nach und nach schafften sich die Leute eigene Maschinen an.

In den Häusern wurde die Schneiderin mit einem Frühstück empfangen. Zitat: „D' Nähere kommt, 's ischt a Feschtdag!“ Für diesen Tag hatten die Leute in den Räumen aufgeräumt und geputzt. Die Kinder saßen sauber gekleidet brav auf der Eckbank oder auf dem Kanapee und blickten der Näherin erwartungsvoll entgegen.

Selbst in den ärmsten Häusern war der Tisch gut gedeckt. Meist gab es zum üblichen Marmeladenbrot noch ein gekochtes Ei.

Nach dem Abräumen des Frühstücksgeschirrs richtete die Störschneiderin ihren Arbeitsplatz ein. Fasziniert von den sich drehenden Rädern der Maschine baten die Kinder die Schneiderin, auch einmal drehen zu dürfen. Beinahe in jedem Haus wurde diese Bitte vorgetragen.

Um 9 Uhr war Zeit für das Morgenvesper. Es gab gewöhnlich ein Butterbrot und Milch dazu oder auch Käse zu warmen Kartoffeln. Um 12 Uhr wurde zu Mittag gegessen. Hier einige Speisen, die immer wieder auf den Tisch kamen: Suppe mit Nudeln, Fleisch, Rauchfleisch, Kartoffelbrei, Kraut, Bauernbrot, Dennete, Gemüse, Salat, Kartoffelsalat, Blaukraut, Knödel, Brotnödel. Als Getränke wurden Most, Tee oder Milch gereicht. Mittags um 4 Uhr wurde gevespert. Zu einem Butterbrot aß man Fleisch oder Wurst. Zum Nachtessen gab es

bei gewöhnlichen Leuten Rühreier oder Spiegeleier, dazu Brot und Milch.

Nach dieser Aufzählung von Mahlzeiten könnte der Eindruck entstehen, die Näherin habe hauptsächlich gegessen. Zweifellos ging es, was die Ernährung betrifft, den Näherinnen auf Stör in den Jahren der Inflation, während des Krieges und der Zeit danach besser als anderen Berufstätigen. Aber man darf nicht vergessen, daß die Mahlzeiten Bestandteil des Lohnes waren und die Näherinnen wenig Bargeld in die Hand bekamen. Frau Ege berichtet, daß sie nach dem 1. Weltkrieg und in den Jahren der Weltwirtschaftskrise den Lohn in Naturalien erhielt. In der Inflationszeit verfiel das Geld über Nacht so schnell, daß man mit einem Tageslohn am nächsten Morgen nichts mehr einkaufen konnte. Zitat der Mutter: „Mädle, etz hosch grad omasucht gschaffet!“

Um 1930 verdiente Frau Ege etwa 1,50 Mark pro Tag. Aber nicht nur die Näherin war arm, auch die Auftraggeber waren es. Nicht selten legten sie der Näherin ein altes Kleidungsstück vor, aus dem dann ein neues gemacht werden sollte. Oft durfte sich die Näherin auch den Kopf zerbrechen, wie sie aus einem zu kleinen Stoffstück doch noch etwas Nützliches herausbringen könnte. Die Störschneiderin hatte Verständnis, wenn arme Leute möglichst billig zu einem Kleidungsstück kommen wollten, und es bereitete ihr selber Freude, wenn sie anderen eine Freude machen konnte. Aber manche Leute übertrieben die Sparsamkeit und machten sich keine Gedanken, wenn sie die Näherin ausnützten. So erhielt sie von Angehörigen immer wieder den Ratschlag, sich gegen übertriebene Sparsamkeit zu wehren: „Du bisch z' entressiert mittem Eidoila. Du dädescht no da Fengr drzualega!“ (Wenn die Stoffbreite oder -länge nicht reicht, legt man noch den Finger dazu und verarbeitet ihn mit.)

Ihre Lieblinge waren immer die Kinder. Wenn die sie baten, ihnen doch noch ein „Gluckersäckle“ zu nähen, dann konnte sie nicht nein sagen, obwohl die Augen schon müde waren von der Tagesarbeit an einem schlecht beleuchteten Platz.

Wenn Franziska Ege zu Fuß nach Biberach, Reute oder dem Schönenbuch zur Arbeit ging, sei's bei Regen, hohem Schnee oder Eisglätte, sei's bei Sonnenschein oder Dunkelheit – es gab immer auch Leute, die mit ihr gerne getauscht hätten. So kam sie z. B. eines Morgens bei einem Bauern (Engler, heute Stark) vorbei, der gerade einen Karren mit Mist auf den Misthaufen geschoben hatte. Er sprach sie an und meinte: „Mädle, etz mecht i grad mit dir gau. Jeden Dag en a anders Haus!“

So war es. Man beneidete die Näherin auf Stör. Sie kam unter die Leute. Sie erfuhr dies und jenes und hatte Einblick in jedes Hauswesen. Allgemein wurde deshalb auch die Störschneiderin verdächtigt, sich als „Zuadräglere“ zu betätigen. Doch Franziska Ege hat nie diese Rolle übernommen. Sie war sich immer dessen bewußt, daß sie ihre Kundschaft verloren hätte, wenn sie weitererzählt hätte, was ihr eine Frau im Vertrauen mitgeteilt hatte. Die Mitteilbarkeit mancher Frauen empfand sie eher als Belastung; man betrachtete sie als Beichtschwester und lud manche häuslichen und ehelichen Sorgen auf sie ab. Deshalb empfindet Franziska Ege noch heute eine tiefe Verbundenheit zu ihrer alten Kundschaft.

Erlebnisse

Regelmäßig kam Franziska Ege in das Haus des Mausers Adolf Müller vom Zweifelsberg. Müller brachte von seinen Raubzügen tote Mäuse mit, deren Schwänze er bei der Gemeinde gegen eine Fangprämie eintauschte und denen er das Fell abzog. Auf dem Stubentisch, an dem man aß und an dem auch die Näherin arbeitete, verrichtete er seine blutige Arbeit. Die Näherin und die Ehefrau ekelten sich beim Anblick der verstümmelten und aufgeschnittenen Tiere. Franziska Ege wurde Zeuge folgender Unterhaltung. Ehefrau: „Du wiaschtr Adolf! Her auf, wo doch d' Nähre do isch!“ Ehemann: „Oh, guck amol dia nette Meisla! Streichle amol dees nette Bälge, wo dia hend.“ Natürlich befolgte dies die Mäuserin nicht. Statt dessen jammerte sie: „Oh, hett i doch den greilicha Dolfa nia gheirod!“

Bei „Schloßbaures“ trug die Bäuerin Luise Döbler auf einem großen Brett den Braten auf. Sie schnitt mit dem Tranchiermesser das Fleisch auf und verteilte es. Die Suppe kam in einer großen Schüssel auf den Tisch. Man aß aus flachen Zinntellern, in die nicht viel hineinging. Die Knechte hatten erst um 11 Uhr gevespert (Olfeveschper) und waren um 12 Uhr noch satt. Darum aß man zu Mittag wenig. Anders sah es für die Störhandwerker aus. Sie hatten um 9 Uhr ihre letzte Mahlzeit gehabt und brachten einen guten Appetit mit. Franziska Ege hielt bei Döblers ein Auge auf den Teller des Roßknechts, denn dieser bestimmte, wie lange man aß. Wenn er aufstand und die Stube verließ, hörte man auf zu essen. Es kam dann noch ein Gebet; an dem aber der Roßknecht nicht teilnahm, denn er befand sich schon auf dem Weg zur Arbeit. Auch die Näherin setzte sich unmittelbar nach dem Essen an die Maschine und betete nicht mit. Eine Pause gab es nicht. Dies war in allen Häusern gleich.

Wenn die Kinder stritten, wenn sie sich z. B. bisen, erhielten sie von der Mutter einen „Datzen-schlag“ und sie mußten sich – was das schlimmste war – bei dem Gebissenen entschuldigen mit einem Handschlag und den Worten „Ich will es nicht mehr tun!“ Es gab auch andere Strafen. Da befand sich z. B. ein Großvatersessel in der Stube. In den mußten sich die „Straftäter“ setzen und so lange ganz still sitzen bleiben, bis die Mutter sie wieder „erlöste“. Und wehe, es wagte einer der Verbannten, vom Sessel zu rutschen und sich die Beine zu vertreten. Aber genau das taten sie, sobald die Mutter den Raum verließ, um zu arbeiten. Die Näherin, die die ungeduldigen kleinen Buben und Mädchen vor Schlägen bewahren wollte, erinnerte ihre Lieblinge an das, was die Mutter gesagt hatte. Die Kinder hatten ein Frühwarnsystem ausgedacht und Beobachtungsposten aufgestellt, die sofort die Nachricht vom Kommen der Mutter in die Stube trugen. Einmal versagte jedoch das System, da die Mutter gegen alle Gewohnheit einen anderen Weg aus dem Stall genommen hatte. Während die Kinder glaubten, die Mutter sei noch beim großen Scheck, stand sie schon in der Küche und es bätschte.

Bei „Schloßbaures“ mußten alle mithelfen. Sogar der älteste Sohn Fritz mußte die Windeln seiner jüngeren Geschwister waschen, die Stube kehren, putzen, die trockene Wäsche verlesen und die

Flicksachen beiseite legen. Manchmal belohnten sich die Kinder selbst für ihre Mithilfe. Heimlich tranken sie beim Tischabräumen die Reste aus den Mostkrügen.

In den rechten Häusern – und „Schloßbaues“ zählten dazu – wurde darauf geachtet, daß sich die Kinder, denen die Näherin etwas genäht hatte, dafür bei ihr bedankten mit den Worten: „Vergelt's Gott, Nähere!“ Darauf antwortete die Näherin: „Brauchet's gsond!“

Matthias Beducker und seine Frau Caroline, geboren in Ahlen, hatten acht Kinder. Es saßen also 10 Leute am Tisch. Mit der Großmutter, die zur Familie gehörte, waren es 11 und die Näherin machte das Dutzend voll. Als Frau eines Sattlers mit kleinem Einkommen war Caroline Beducker gezwungen, ganz sparsam zu wirtschaften. Zu den Sorgen um das tägliche Brot kamen noch die täglichen Machtkämpfe mit ihrer Schwiegermutter Susanne, die eine energische Persönlichkeit war. Da auch ihr Mann nicht gegen seine Mutter ankam, stand sie in den Konflikten mit der Schwiegermutter auf verlorenem Posten. So räumte sie nach den Mahlzeiten gerne das Feld und verabschiedete sich von Frau Ege mit den Worten: „Bhite Gott, Nähere. I gang in Ausang hendre, do hau i mei Ruah“ (sie ging zur Feldarbeit ins Gewand „Ausang“).

Unter den heranwachsenden Buben gab es kräftige Esser. Hungrig schauten sie der Näherin auf den Teller, und ihre Blicke drückten die Hoffnung aus, die Näherin möge ihnen einen kleinen Rest auf ihrem Teller zurücklassen.

Zur Anprobe bei Mathilde Egger

Mathilde Egger, die Lehrherrin von Franziska Ege, war Festschneiderin. Sie besaß eine Nähstube und beschäftigte im Jahre 1922 eine Gesellin und zwei Lehrlinge. In ihrer Nähstube, dem Wohnzimmer der Familie, standen ein von ihrem Mann gefertigter Schneidertisch, den man verlängern konnte, und eine Singer Tretnaschine.

Eine der bei Eggers beschäftigten Lehrlinge war Franziska Ege. Von ihrem Arbeitsplatz aus konnte sie bis vor zum Steinmetz Nägele schauen, der Stelle, an der die Kundschaft in den Schönenbucher Weg einbog.

Eine von der Meisterin sehr geschätzte Kundin war die Frau des Schreiners Augustin Zeller, die man kurz „d' Schreinere“ nannte. Sie war eine große, stattliche Frau mit schwarzen Haaren. Es war schönes welliges Haar, dessen Krause nicht aus der Schere stammte. So füllig war es, daß sie es nur mit mehreren Hornspangen und einem Nest bändigen konnte. Mit lebhaften Augen und roten Wangen sah sie aus wie das Leben.

Sie wußte, was ihr stand. Ein weißer Kragen unterstrich die Frische des Gesichts, und der knöchellange Rock betonte vorteilhaft ihre ausgewogene Figur. Rundherum war sie das Abbild einer gepflegten Frau.

D' Schreinere kam nicht irgendwann zur Anprobe, sondern ein Lehrling hatte ihr vorher Nachricht gegeben. Sie hielt sich an die vereinbarten Zeiten. Sie liebte die Anproben über alles, hatte sie doch am Ende ein schönes, neues Kleid.

Sobald also d' Schreinere bei Nägeles auftauchte, gerieten die Lehrlinge in Stimmung, denn es

war jedes Mal ein Riesenspaß, dabei zu sein, wenn diese Kundin die Werkstatt betrat. Schon die Begrüßung reizte zum Lachen, denn d' Schreinere hatte eine Stimme wie ein Mann. Das „R“ riß sie und es war selbstverständlich, daß die Lehrlinge, wenn sie sich über die Schreinere unterhielten, das „R“ auch rissen. Die Schreinere hätte nie zugegeben, daß sie schlecht hörte, aber jeder im Ort wußte es. Wenn also Frau Zeller gegenüber der Meisterin diskret den Wunsch äußerte, nicht vor den Augen der Lehrlinge anproben zu müssen, dann sagte sie es so laut, daß die Mädchen es bestens verstanden. Zwar verloren sie die Schreinere aus den Augen, wenn sie mit der Meisterin im Anprobezimmer verschwand, aber sie konnten ohne weiteres mithören, was gesprochen wurde.

Zuerst hörte man Schreiners Mena, richtig Wilhelmine, sagen, daß se onda guat azoga sei ond daß se exschtra en schääna Ontrock mit Schbitza ond a Schbitzahos adau häb. Dann drangen einzelne Bemerkungen und Fragen aus dem Anprobezimmer zu ihnen in die Nähstube, wie „Do fäählt's no!“, „Laß me amol romdrää!“ oder „Isch eba onda?“.

Jetzt wußten die Mädchen, daß d' Schreinere vor dem großen Kippspiegel stand und in der Rechten einen Handspiegel hielt, in dem sie sich von allen Seiten betrachtete.

Aus der Sicht von Wilhelmine Zeller war das Anprobieren ein genußreiches Zeremoniell, das auf gar keinen Fall ein schnelles Ende finden durfte. Da fehlte es hier noch ein bißchen und dort noch ein bißchen. Ein Heftfaden mußte noch einmal ersetzt werden, ein Kreidestrich neu gezogen oder eine Stecknadel anders gesteckt werden.

Den Anprobengenuß steigerte d' Schreinere, indem sie sich, während sie stillhalten mußte, die Nase mit Schnupftabak füllte. Hörten die Mädchen den befreienden Nieser von Wilhelmine Zeller, dann flüsterten sie sich „Gesundheit“ und „Prosit“ zu und hielten sich anschließend den Mund mit Taschentüchern zu, um sich nicht durch ihr Lachen zu verraten.

Mit Sorgfalt und Vergnügen bediente sich Wilhelmine Zeller bei der Anprobe der Utensilien, die sie in einem großen Korb von zu Hause mitgebracht hatte. Sie zog ihre schwarzen Hochzeitschuhe aus Stoff mit Ledersohle und seitlichem Gummiband an, um die richtige Rocklänge zu ermitteln, denn der Schuh durfte nicht vom Rock oder Kleid verdeckt werden. Sie probierte ihre verschiedenen Hüte mit Schleier und Blumen; ferner legte sie Schmuck und Broschen an oder befestigte sich eine der damals üblichen langen Uhrenketten an der Taille.

Meist nach zwei Stunden verlor die Meisterin die Geduld und erklärte: „Schreinere, etz hau e guag. Etz heera mr auf!“ Dies akzeptierte die Schreinere, aber sie schärfte der Meisterin ein: „Etz sag dr bloß dees, du loosch koi Lehrling dra näha! Dees sag dr! Dees machsch sell!“ Regelmäßig versicherte Frau Egger dann: „Dees ka dr vrschbrecha, Mena!“ Natürlich hielt sie sich nicht an diese Zusage. D' Schreinere war nämlich noch nicht einmal auf ihrem Heimweg beim Nägele angekommen, da wurden die Arbeiten schon auf die Mitarbeiterinnen verteilt. Die eine hatte den Saum zu nähen, die andere mußte die Knopflöcher machen. Die Meisterin machte zwar das Wichtigste, aber eben doch nicht alles.